

Wo meine Buchpersonen sind, da will ich sein

Seit 2007 hebt der Verbrecher Verlag einen literarischen Schatz: Im Halbjahrestakt veröffentlicht er das einzigartige Werk des deutschen Schriftstellers und Philosophen Giwi Margwelaschwili. Ein Porträt nach Besuchen in Berlin-Wedding und Tbilisi

Von Insa Wilke

Giwi Margwelaschwili wohnt in einem Plattenbau in Berlin-Wedding. Zehn Kilometer südwestlich von hier verläuft die Güntzelstraße. Dort, im bürgerlichen Stadtteil Wilmersdorf, wurde er 1927 in einem Eckhaus geboren. Dort ging er zur Schule. Dort bewunderte er Anfang der 1940er Jahre den Saxophonisten und Herzensbrecher Tullio Mobiglia und tanzte mit seinen Freunden zu dessen Hit „Pipo non lo sa“ den „Fuchstritt“ gegen die Trommelei der Nazis. Bis Berlin in Trümmern lag.

Seine Eltern waren 1921 vor der Roten Armee aus der georgischen Hauptstadt Tbilisi geflohen. Die Mutter starb früh, auch am Heimweh. Der Vater lehrte Orientalistik und Philosophie an der Berliner Universität. Nach Tbilisi wird nur der Sohn zurückkehren, unfreiwillig, und dort zum deutschen Schriftsteller werden.

Wie sich seine Heimat, der Westteil Berlins, aus der Asche erhob, erlebte der Neunzehnjährige nicht mehr: 1946 entführte der russische Geheimdienst ihn und seinen Vater, der noch im gleichen Jahr ermordet wurde. Der Sohn verschwand nach zwei Monaten in den Kellern der NKWD und über einem Jahr im Lager Sachsenhausen für 40 Jahre hinter dem Eisernen Vorhang.

Jetzt, 64 Jahre nach jenem Abend im Februar 1946, steht ein feingliedriger Herr mit weißem Haarschopf und ungemein wachen Augen an der Wohnungstür im vierten Stock des Plattenbaus. 1993 ist Margwelaschwili mit einem Koffer voller Manuskripte endgültig nach Deutschland zurückgekehrt. Ratlos schaut er nun auf die Blumen, die ihm hingehalten werden: „Die muss man ja jetzt auch irgendwo reinstellen.“ Während sie ihren Platz in einem Messbecher finden, bleibt Zeit für einen Blick auf das Schreibtisch-Stilleben vor der Fensterfront des Wohnzimmers: kunstvoll geschichtete Manuskriptstapel, ein rustikaler Laptop, Lupe und Lesebrille. Dazwischen fremdsprachige Bücher wie der Essay *Du Baroque* des katalanischen Philosophen Eugenio d'Ors, aus dem Margwelaschwili („Schauen Sie, wie viele Bezüge ich gefunden habe!“) später begeistert vorlesen wird.

„Wollen Sie das sehen?“ Herr Margwelaschwili kommt mit Pralinen aus der Küche und deutet auf den Fernseher. Es läuft *Sie wusste zuviel* von Olivier Langlois, eine Mischung aus Politthriller und Liebesfilm, der in Tschetschenien nach dem Mord an Anna Politkowskaja spielt. Als die Heldin vor der verdeckten Leiche ihres Geliebten steht, ruft der Schriftsteller neben mir verständnislos: „Warum guckt sie denn nicht, ob er’s auch wirklich ist?“ – Margwelaschwilis literarisches Werk kreist um die Lücken in Dramaturgien, Romanen und Gedichten. „Ein Text ist zwar ein Gefängnis. Aber guck mal nach, wo es löchrig wird“, sagt er.

Irgendwann habe er begriffen, dass man Literatur ganz anders schreiben kann. Seitdem widmet Margwelaschwili seine Arbeit den „Buchpersonen“, die „statt einer Telefonnummer eine Seitennummer“ haben. Die Buchbezirke der Weltliteratur klopft er auf offene Stellen ab, um den Buchpersonen ihr vorgeschriebenes Schicksal zu erleichtern. Kunigunde aus Friedrich Schillers Ballade „Der Handschuh“ überredet er zum Beispiel, die Liebe ihres Ritters nicht so riskant auf die Probe zu stellen. Ein anderes Prosastück beginnt so: „Wir sind Alpinisten der Gedichtweltverwaltung und klettern in den Bergen des Herzens.“ Ein wunderbar verstiegener Satz, gesprochen von einem Einsatztrupp, der auszieht, das lyrische Ich vom „Gipfel der reinen Verweigerung“ zu retten.

Ob man die offenen Stellen auch im Lebenstext finden kann? Margwelaschwili wiegt den hell umflorten Kopf: „Gewiss, gewiss, wenn Sie das können. Im Leben ist es verdammt schwer. Da riskieren Sie Kopf und Kragen, denn Sie wissen nicht, wen Sie vor sich haben. In den Büchern wissen Sie es.“ Literatur schreibe er als „fröhliche literarische Wissenschaft“. „Für mich ist Literatur auch Erkenntnis, denn da kannst du Dinge anpeilen, die du sonst nicht sagen darfst, willst du nicht für verrückt gehalten werden.“ Die verzauberten Buchwelt-Miniaturen aus den Bänden „Der ungeworfene Handschuh“ und „Vom Tod eines alten Lesers“ zeugen ebenso von einer sprühenden schöpferischen Kraft wie die monumentalen Roman-Entwürfe. Etwa der unheimliche erste Band des Zyklus *Die große Korrektur*, in dem eine Expedition in den biblischen Buchbezirk den Kindermord zu Bethlehem verhindern soll. Wer sich einmal auf Margwelaschwilis Kosmos eingelassen hat, wird süchtig nach seinen Einfällen, den Wortspielen und seiner unbedingt humanen Haltung zur Welt.

Seine frühere Frau, die Schriftstellerin und Germanistin Naira Gelaschwili erzählt in einem Gespräch in Tbilisi: „Giwi wollte nicht mehr über das Leben schreiben, denn er musste seines in geschlossenen Welten verbringen.“ Darum habe er es

sich zur Aufgabe gemacht, diese Geschlossenheit in der Buchwelt zu durchbrechen. Dann lacht sie: „Giwi ist doch ein großes Kind.“ Sie erinnert sich, wie er auf den Geheimdienst reagierte, der (wohlgemerkt nach Beginn der Perestroika) seine Manuskripte wegschleppte und dann höflich zurückbrachte: „Ach, Naira, mir scheint, dass der Text ihnen doch gefallen hat.“

Margwelaschwili schreibt durchaus über das Leben, wenn er die Realwelt wie Husserl einklammert und sich den Buchpersonen zuwendet. Auch unsere Realwelt sei ja textlich strukturiert und vorbestimmt, erklärt er. Über dieses Leben im „Ontotext“ denkt er als Philosoph nach und behauptet: „Wir sind eigentlich mehr Buch- als Realpersonen.“ Anschaulich wird das in seinen literarischen Werken, zum Beispiel in dem Stück *Zuschauerräume*, in dem ein König das „blutige Theater Geschichte“ beenden will und an der Dialektik der Aufklärung scheitert. Auf die Frage, ob er in seinen Werken auch eine Geschichte der Versäumnisse und des Versagens mitschreibe, antwortet Margwelaschwili: „Es ist so, dass Sie in Ihrem Bemühen, etwas zu tun, begrenzt sind. Die anthropologische Lebensweise ist eine polythematische. Darauf lasse ich nichts kommen. Aber das Bewusstsein ist egologisch. Und dieses Ich ist ein eigenwilliges Ding, das bis heute niemand richtig verstanden hat.“

Naira Gelaschwili erzählt, dass ihr zurückhaltender und bescheidener Mann zu den bedeutendsten kritischen Intellektuellen der Sowjetunion gehört habe. Er habe als einer der besten Kenner der Phänomenologie und des Existentialismus gegolten. „Diese Verzweiflung der Seele“, kommentiert sie sein besessenes Arbeiten. Husserls und Heideggers gewaltige Werke habe er in der Bibliothek Wort für Wort abgeschrieben, um Zuhause damit arbeiten zu können. Der Akademie der Wissenschaften habe er jedes Jahr fundamentale Arbeiten abgeliefert.

Fragt man ihn selbst nach Orten, die für ihn in Tbilisi wichtig waren, nennt er: Menschen. „Gehen Sie zu Naira. Sie wird Ihnen alles zeigen.“ Naira Gelaschwili wiederrum wird nicht von Orten, sondern von der deutschen Literatur und Philosophie sprechen. Die verbinde sie und ihren früheren Mann bis heute eng, erklärt sie, während sie die von ihr herausgegebene und zum großen Teil übersetzte Ausgabe von Rilkes Gesamtwerk auf den Tisch stapelt.

Er habe in Tbilisi sehr zurückgezogen gelebt. Und doch leuchtet Margwelaschwilis Gesicht, wenn er von den Menschen spricht, die ihn in jener Zeit wachgerüttelt haben: Der Direktor des Philosophischen Instituts, der seinen Leuten sagte: „Macht was ihr wollt, nur echte Philosophie!“ Und vor allem der Philosoph Merab

Mamardaschwili, der bei einer Anhörung auf die Frage, was ihm wichtiger sei, „Volk oder Wahrheit“ geantwortet habe: „Natürlich die Wahrheit.“ – Wann beginnt man bei diesen Menschen, in dem fremden Land Wurzeln zu schlagen? Wurzeln habe er nie geschlagen, meint Margwelaschwili nachdenklich und zitiert schon wieder lachend den amerikanischen Autor Frank D. Gilroy: „No roots but routes. Die Straße, die du ziehst, die prägt dich.“

1947 war Margwelaschwili wie Kaspar Hauser in Tbilisi aufgetaucht, als dort gerade die Gasleitungen verlegt wurden. Genauer: Die Beamten der NKWD hatten ihn der unbekannt Tante vor die Tür gestellt. „Umgekehrte Emigration“ und „Lebenszeitversäumnis“ nennt Margwelaschwili diese Erfahrung. Das „Du bist keiner von uns“ habe er im Widerspruch zum nationalen Mythos der georgischen Gastfreundschaft bis zum Schluss gespürt. Er sprach kein Georgisch, nur einige Brocken Russisch, die er als „Nachkriegsgefangener“ in Sachsenhausen gelernt hatte.

1941 hatte Stalin die letzten Deutschen und Bildungsbürger aus Georgien deportieren lassen. Wer bleiben durfte, hütete sich in den schlimmen 50er Jahren, Deutsch zu sprechen. Dabei hatte das georgische Bürgertum seit dem 19. Jahrhundert der deutschen Kultur nahegestanden. Man ließ seine Kinder von „deutschen Tanten“ erziehen, die jungen Männer studierten – wie auch Margwelaschwilis Vater – an deutschen Universitäten. Es gab eine enge wirtschaftliche Zusammenarbeit, und schon 1918 hatte Deutschland als erstes Land die georgische Unabhängigkeit anerkannt. In Stalins Georgien stand Giwi Margwelaschwili nun bei der Ankunft allein da mit seiner Sprache. „Alt, uralt“ musste er werden, um in dem „verflixten Sprechzimmer sein eigenes Wort zu sagen.“

Geschrieben wirkt Margwelaschwilis Sprache wie gekeltert: kostbare Einfachheit nach der Kompliziertheit. 1961, nachdem Chruschtschows Tauwetter angebrochen war, durfte der Berliner als Deutsch- und Englischlehrer arbeiten. Vor allem aber bekam er endlich ein Zimmer für sich allein in einem Häuserblock am Stadtrand und begann zu schreiben. Bald wusste ganz Tbilisi, dass er Schriftsteller ist. Er schrieb seine Romane auf Deutsch und veröffentlichte nichts. Das machte ihn verdächtig. Gelaschwili erzählt, dass man in Georgien nicht für die Schublade schrieb. Mit einigen Zugeständnissen habe man auch in Sowjet-Zeiten alles veröffentlichen können.

Damals entstand das erste Buch von Margwelaschwilis sechsbändigem Hauptwerk *Kapitän Wakusch*, das der Verbrecher Verlag vom Herbst an neu und vollständig herausgeben wird. Margwelaschwili hat diesen Zyklus der Untersuchung seines eigenen „Goglimoglis“ gewidmet. Diejenigen, deren Großeltern zum Beispiel aus Schlesien stammen, werden sich daran erinnern, dass Goglimogli mit „Zucker angerührtes Eigelb“ ist, „das die kleinen Wichte zu essen bekommen, damit sie groß und stark werden.“ Im *Wakusch* ist Goglimogli auch „der Anfang aller wichtigen Geschichten, die ein Häuschen und eine Wartburg zum Gegenstand haben“, in denen es also um ein gespaltenes Leben im Widerstand gegen das staatlich vorgeschriebene Schicksal und die Ideologien einer Zeit geht. „Was stört, ist ja die Bewegung zwischen den Menschen“, präzisiert Margwelaschwili das Problem gesellschaftlicher Verkrustungen, gegen die er bis heute anschreibt. – In der spielerischen Sprache eines unterhaltsamen Erzählers, der Lebensbeschreibung, historische Analyse und philosophische Überlegungen zu großer Kunst verdichtet.

Seinem *Wakusch* hat Margwelaschwili georgische Begriffe eingenäht, die in deutschen Ohren wie lustige Phantasieworte klingen. Ein Lektor habe mal von ihm die „Rückübersetzung“ verlangt. Eine Torheit, hätte die Tilgung der zu Metaphern verwandelten georgischen Worte und Margwelaschwilischen Neologismen doch das phantastische Werk entseelt. Ob er nach seiner Rückkehr von Deutschland enttäuscht worden sei? „Nein“, meint Margwelaschwili und grinst. Es sei alles genauso gekommen, wie erwartet.

In seinem 800 Seiten-Roman *Der Kantakt*, den er als Stadtschreiber von Rheinsberg 1995 schrieb, erwähnt Margwelaschwili die „Lese-Lebenspleite“ deutschsprachiger osteuropäischer Autoren nach 1989. Die herrschende „Kunstgeschmackslupe“ habe kein Verständnis gehabt für die Mühen jener Schriftsteller, all die Jahre „den deutschen Sprachboden unter den Füßen zu behalten“. Vielleicht auch kein Gespür für die besonderen Schreibweisen, die so entstanden sind?

Mit deutscher Verblendung hatte Margwelaschwili schon früher Erfahrungen gemacht: 1969 war er zum ersten Mal in einen Zug „gestopft“ worden, um als Übersetzer bei einem Kongress in der DDR dienlich zu sein. Als er aus dem Zug stieg, sei eine kleine Pionierin auf ihn zugerannt und habe ihm Halstuch und Plakette umgebunden. „Sei bereit!“, stand da drauf. Margwelaschwili: „Ich habe mir dann die Mauer angeguckt.“ Damals sei er auch in die Stasi-Akte seines

Freundes Rainer Kirsch geraten, der den Fehler machte, ihn an einen Verlag vermitteln zu wollen. „Dem Lektor stand das Grauen in den Augen, als ich von meinem Stück erzählte“, erinnert er sich fröhlich. Vielleicht war diese erste Begegnung mit der Mauer Auslöser für das Büchlein, das dieser Tage erscheint: *Der verwunderte Mauerzeitungsleser*, eine „Welttextspielerei“. Vor dem Trivialen hat Margwelaschwili darin keine Angst, wenn er mit „ontotextologischem“ Sinn Berliner Mauerinschriften von heute entziffert. Wer nicht im diktatorischen Thema gelebt habe, verstehe das Politische am Trivialen nicht, meint er.

Ihr größter Schmerz sei es, seufzt Naira Gelaschwili einige Tage später und 3000 km entfernt in Tbilisi, „Giwi in Deutschland allein zu wissen. Ich sage immer, er soll herkommen und bei uns leben. Aber er kann nicht. Wo seine Buchpersonen sind, dort will er auch sein.“